

VOM SCHEITERN IM GROSSEN MASSSTAB

Das abrupte Ende des Grosssiedlungsbaus

Mitte der 1960er-Jahre schwappte die immer lauter werdende Kritik am Grosssiedlungsbau in die Schweiz über. Sie wurde von den Medien dankbar aufgenommen und fand sowohl in der Bevölkerung wie auch mehr und mehr bei Fachleuten Widerhall. Mitte der 1970er-Jahre kam der Masssenwohnungsbau in der Schweiz fast vollständig zum Erliegen. Heute gelten viele der Grosssiedlungen der 1960er- und 1970er-Jahre als Baudenkmäler, die einer sorgfältigen Sanierung bedürfen.

Dieter Schnell, Professor für Theorie und Geschichte der Architektur an der Berner Fachhochschule

Der Vordenker der architektonischen Postmoderne, Charles Jencks (*1939), datierte in seinem 1977 erstmals erschienen Buch *The Language of Post-Modern Architecture* (Dt. *Die Sprache der postmodernen Architektur*, 1978) den Tod der modernen Architektur auf den 15. Juli 1972. An diesem Tag liessen die Stadtbehörden von St. Louis (USA) einen Teil

der 1955 errichteten Grosssiedlung Pruitt-Igoe aufgrund eskalierender Kriminalität in die Luft sprengen. Die Bilder der Sprengung gingen um die Welt. Genüsslich erklärte sie Jencks zum Beweis dafür, dass das nach dem Ersten Weltkrieg am Masssenwohnungsbau entwickelte Architekturverständnis der Moderne endgültig gescheitert sei. Jencks war jedoch keineswegs der Erste, der den modernen Städte- und Siedlungsbau für unzulänglich betrachtete. Bereits 1964 hatte der Berliner Publizist Wolf Jobst Siedler mit dem Buch *Die gemordete Stadt* beissende Kritik am Nachkriegswiederaufbau in Deutschland geübt. Der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich veröffentlichte im Jahr darauf das Pamphlet *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*, das in der Folge sehr populär geworden ist.

Die Kritik erreichte bald auch die Schweiz und wurde hier von den Medien dankbar aufgenommen, popularisiert und verbreitet. So lesen wir bereits 1970 in der Frauenzeitschrift *Annabelle*: «Die grosse Masse wohnt im neuen Teil [von Spreitenbach], in jener architektonischen Meisterleistung aus Stahl und Beton, die mit unzähligen Stockwerken den modernen Hintergrund gibt für die (ad absurdum) geführten Relikte bäuerlicher Beschaulichkeit. Ein Sammelsurium des Wohnmaschinen-Stils unserer Zeit ragt hoch hinaus, manche zeigen ihre zig Stockwerke ganz adrett, andere türmen sie schamlos aufeinander. Die Gestaltung der Giganten ist kein Kontrapunkt zur Umgebung, die Natur ist nicht einmal mehr Staffage, sie ist Baugrund. Hier sind die Strassen breiter, aber leerer; hier sind die Häuser sauberer, aber kälter; hier sind die Fenster grösser, aber dunkler. Sogar der Regen ist nicht derselbe wie im Dorf nebenan, er ist nasser, widerlicher, grauer.» Die Frage, ob in Grosssiedlungen aufwachsende Kinder später als Jugendliche und als Erwachsene einen stärkeren Hang zu Kriminalität, zu Drogen- sucht oder zu Gewalt haben würden als andere, beschäftigte im-



Der Tod der modernen Architektur:
Charles Jencks, *The Language of Post-Modern Architecture*, S. 9

La mort de l'architecture moderne:
Charles Jencks, *The Language of Post-Modern Architecture*, p. 9

mer wieder die Fachleute und die Laien. Das 1978 erschienene Buch, *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo*, das den Abstieg der in der Berliner Sozialsiedlung Gropiusstadt aufgewachsenen Christiane F. in die Heroinsucht und in die Kinderprostitution autobiografisch aufzeichnete, löste eine heftige Diskussion aus und schien die längst geahnten Zusammenhänge zwischen Massenwohnungsbau und Kriminalität zu bestätigen.

Aber nicht nur die Alltagsmedien verbreiteten die Kritik an der Gegenwartsarchitektur, zunehmend distanzieren sich auch die Architekten selber von der aktuellen Gebäudeproduktion. So schrieb beispielsweise der Architekt und Schaffhauser Stadtrat

*«Hier sind die Strassen breiter,
aber leerer; hier sind die
Häuser sauberer, aber kälter;
hier sind die Fenster grösser,
aber dunkler.»*

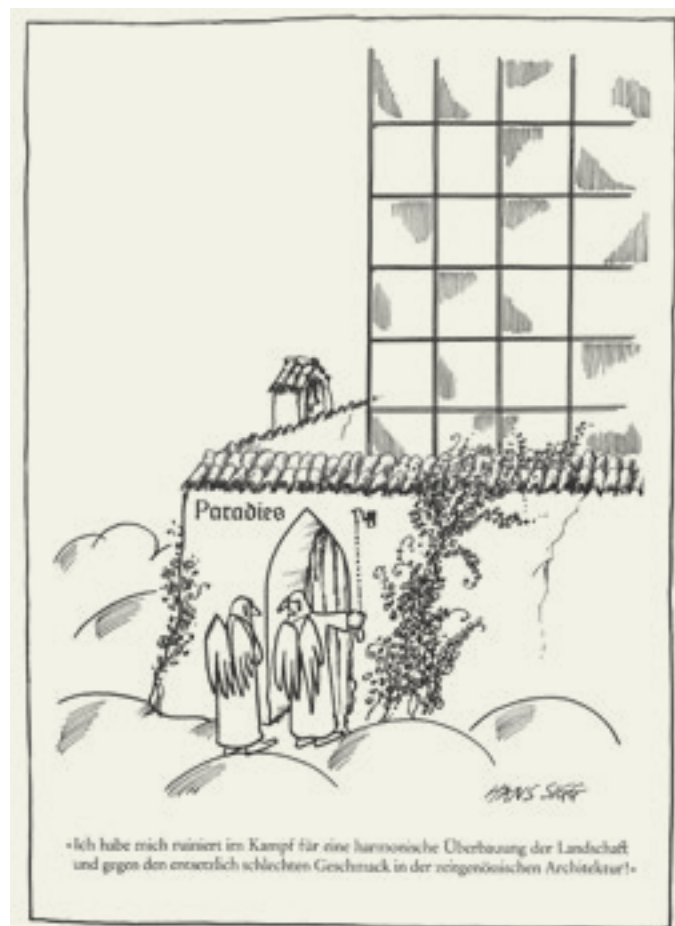
Jörg Aellig 1974 im Büchlein *Problem Hochhaus*: «Auch in der Schweiz sind bereits viele Gegenden durch unnötige Hochhäuser geprägt. Die dadurch entstandene Veränderung der Landschaft ist in den wenigsten Fällen akzeptabel, meistens ist sie verunstaltet worden. Neben diesen mehr ästhetisch-optischen Bedenken sind aber auch bei uns, vor allem mit Wohnhochhäusern, eine Reihe von anderen negativen Erfahrungen gemacht worden. [...] Kinder gehören nicht in Hochhäuser oder innerhalb von Hochhäusern nicht in Stockwerke, die nur mit dem Lift erreichbar sind. Für Kinder ist ein möglichst direkter Kontakt mit der Natur, mit dem Boden ein grundlegendes Erfordernis. Kinder brauchen keine Aussicht (auch Erwachsene verzichten nach einer ersten Begeisterung meistens sehr schnell auf die «wunderbare Fernsicht»), da diese ja nie ein Ersatz für ein wirkliches Naturerlebnis sein kann, weil die Natur lediglich als Szenerie, als Postkarte erlebt wird.»

Pillenknick, Rezession und Erdölkrise

Die Ablehnung des Massenwohnbaus fand in der Bevölkerung grossen Widerhall und führte vielerorts zur Gründung von Bürgerbewegungen. Nicht selten von der örtlichen Heimatschutzsektion tatkräftig unterstützt, nahmen diese den Kampf mit den von ihren Konzepten noch immer überzeugten Politikern, Fachverbänden, Planungsbehörden und Investoren auf und suchten mit zunehmendem Erfolg, Grosssiedlungsprojekte an der Urne zu verhindern. Diese Verhinderungsbemühungen wurden zum einen durch den Rückgang des Bevölkerungswachstum nach dem Pillenknick und zum anderen durch die Rezession in der Bauwirt-

schaft aufgrund der 1973 ausgebrochenen Erdölkrise unterstützt, sodass Mitte der Siebzigerjahre in der Schweiz der Massenwohnungsbau fast vollständig zum Erliegen kam.

Die Holenackerüberbauung war die letzte Hochhaussiedlung in Bern, die 1973 die Volksabstimmungshürde gerade noch nehmen konnte. Der Baubeginn verzögerte sich dann allerdings um Jahre. Anlässlich der Einweihung 1984 sahen sich die Bauherren und Investoren genötigt, in der Zeitschrift *Das Wohnen* auf die immer wieder und überall geäusserte Pauschalkritik einzugehen und die Qualitäten der Neubauten deutlich zu betonen: «Es wurde ganz besonders danach getrachtet, dieser besonderen, nicht unumstrittenen Wohnform durch planerische und konstruktive Massnahmen neue Impulse mit erhöhtem Wohnwert zu geben. So wird jedes Geschoss zur Bildung einer überblickbaren Hausgemeinschaft mit einer Waschküche und einem danebenliegenden Spiel- oder Klubraum ausgestattet. Separate Mansarden, Studios und Gästezimmer ergänzen das Wohnungsangebot auf den Stockwerken. Die Wohnungen selbst sind auf der Südost- und Südwestseite des fünfundzwanzigeschossigen Hauses L-förmig mit allen Zimmern um den geräumigen und geschützten Balkon angeordnet und weisen Variationen auf in der Disposition von Küche, Essplatz und Reduit.» Der Artikel geht sehr minutiös auf die damals gängige Hochhauskritik ein, widerspricht den Behauptungen, Hochhäuser würden krank machen, seien unwohnlich, kinderfeindlich oder würden zu Vermassung führen. Deutlich geht zwischen den Zeilen aus dem Artikel hervor, dass sich die Bauherren



So kommentierte der Nebelspalter am 4. 11. 1970:
«Ich habe mich ruiniert im Kampf für eine harmonische Überbauung der Landschaft und gegen den entsetzlich schlechten Geschmack in der zeitgenössischen Architektur!»

Commentaire du Nebelspalter le 4. 11. 1970: «J'ai passé ma vie à lutter pour une implantation harmonieuse des constructions dans le paysage et contre la laideur insoutenable de l'architecture contemporaine!»



Die 1984 eingeweihte Siedlung Holenacker in Bern (Reinhard & Partner, Lutstorf & Hans, U. Strasser, Helfer Architekten AG, Ehrenberg-Kernen-Schwab)

stark unter Druck glaubten und zu retten suchten, was noch zu retten war. Der Leser gewinnt den Eindruck, dass womöglich sogar sie selber an der Wohnqualität der Hochhäuser zweifelten.

Einst verhasste Bauten werden Denkmäler

Heute bedürfen die meisten Grosssiedlungen der 1960er- und 1970er-Jahre dringend einer Sanierung. Die zuständigen Denkmalpflegestellen und auch der Heimatschutz setzen sich immer wieder dafür ein, dass die bedeutenden Objekte sorgfältig und nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten erneuert werden.

Oft wird dieses Schutzinteresse als Widerspruch zur Ablehnung derselben Bauten zur Entstehungszeit dargestellt und dabei betont, dass nicht selten dieselben Kreise, nämlich Denkmalpfleger und Heimatschützer, vor rund vierzig Jahren gegen die Errichtung eben dieser Bauten opponiert hätten. Dabei gilt es zwischen «Schutzinteresse» und «später Rehabilitation» zu unterscheiden. Es kann nicht darum gehen, einzig die «guten» Bauten zu schützen, sondern die zeittypischen, was nicht immer dasselbe ist. Kürzlich demonstrierten in Berlin zahlreiche Personen gegen die Verstümmelung der letzten Mauerreste. Nichts wäre verfeh-



Le quartier Hohenacker de Berne inauguré en 1984 (Reinhard & Partner, Lutstorf & Hans, U. Strasser, Helfer Architekten AG, Ehrenberg-Kernen-Schwab)

ter, als hinter den Demonstranten lauter ewig gestrige Kommunisten zu sehen, die sich die DDR zurückwünschen. Vielmehr wollten diese darauf aufmerksam machen, dass die Mauer ein wichtiges historisches Dokument sei, das unabhängig von historischen Einschätzungen der DDR erhalten bleiben müsse. Ein denkmalpflegerisches Schutzinventar ist also nicht als die späte Benotung von Architekturwerken zu verstehen, sondern als eine in der Zeit der Inventarisierung vorgenommene Interpretation von Gebäuden auf ihren Aussage- und Bedeutungsgehalt. So verstanden ist eine Unterschutzstellung eines einst bekämpften Ge-

bäudes nicht zwingend ein Widerspruch, sondern womöglich bloss das Eingeständnis, dass der einst verhasste Bau, vielleicht sogar weil er sich damals in einer hitzig geführten Kontroverse durchgesetzt hat, zu einem beredten und typischen Zeugen seiner Erbauungszeit geworden ist.

→ Mehr zum Unbehagen in der Betonstadt zur Zeit des Baubooms im Buch *Die Architekturkrise der 1970er-Jahre* von Dieter Schnell (Verlag hier + jetzt, 2013, 112 S., CHF 24.–)